





BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Hedwig Dohm

Sommerlieben

Freiluftnovelle

Mit einem Nachwort von
Heike Brandt

Büchergilde Gutenberg

Vorwort

von *Julia Finkernagel*

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg
Mit freundlicher Genehmigung
von ebersbach & simon, Berlin
© 2006 by ebersbach & simon, Berlin

© dieser Ausgabe:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2021
www.buechergilde.de
Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs
«An der Ostsee. – Heringsdorf, Badeleben, 1909»,
Bundesarchiv, Bild 146-1977-087-17A / Haeckel, Otto /
CC-BY-SA 3.0
© Bundesarchiv (Ausschnitt)
Satz: Dittrich, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7632-7285-3

Ich wollte ja schon immer mal eine Zeitreise unternehmen. Eigentlich egal wohin – Hauptsache, einmal alles so sehen und erleben wie damals. Fast jede Epoche fände ich spannend. Nun ergibt sich eine vortreffliche Gelegenheit, ins beginnende 20. Jahrhundert zu reisen! Da packe ich schnell ein paar Sachen und fahre mit «Trautantchen» Marie Luise Anger in die Sommerfrische. Der Zug bringt uns von Berlin in die preußische Provinz Pommern, genauer gesagt in die Kaiserbäder auf Usedom.

Reisewarnung! Hedwig Dohms Freiluftnovelle ist kein klassischer Reisebericht, der einzig von Landschaften und Sehenswürdigkeiten erzählt oder mir topografische oder kulinarische Feinheiten vor die Nase hält (obwohl sie all das auch tut). Vor allem ist sie nämlich ein Report über die Gesellschaft – im Badekleid der Ostseetouristen zur Kaiserzeit. Eine Zeitreise eben.

Wobei man manches auch heute noch genauso erleben könnte. Wer einmal an der deutschen Küste Urlaub

gemacht hat, weiß um die vollgepackten Strände mit ihren heiß umkämpften und unerlässlich vorreservierten Strandkörben, festungsgerecht umbaut von Schutzwällen, und den dennoch täglich wiederkehrenden Provenienzgefechten. Der weiß um heißen Sand unter den Füßen und heiße Kindertränen über abgestürztes Eis an der Promenade. Sommerferien an der See, das ist ganz viel im Strandkorb sitzen (wohl dem, der durch ein gutes Buch in die Innenwelt abtauchen konnte) und Leute betrachten. Marie Luise hat das ziemlich gut drauf. Sie beobachtet nicht nur, sie protokolliert sogar.

Akribisch führt sie Tagebuch und schreibt Briefe an ihren Schwager nach Berlin, den alleinstehenden Ferdinand, dessen Frau (ihre Schwester) durchgebrannt ist. Dieser Ferdinand gibt Tante Marie Luise seine beiden Kinder mit, damit die Keuchhustengeplagten aus der Großstadt heraus und an die frische Seeluft kommen. Er vertraut ihr die Kinder an – und sie ihm und seiner Mutter sämtliche Beobachtungen von der Insel.

Darin lässt sie die Adressaten lebhaft mitfühlen, was sie auf Usedom verpassen – und besonders, was nicht. Minutiös beschreibt die fiktive Tante die Befindlichkeiten ihrer Urlaubsbekanntschäften, jeden Schritt der ihr anvertrauten Kinder und wie die Einheimischen die Kurgäste übers Ohr zu hauen versuchen, berichtet sogar über etwaige Kurschatten. Selbst die Verfassung des mitgereisten Hausmädchens und des Hundes einer Seebadgenossin findet Platz in ihrer Reportage.

Marie Luises Beobachtungstalent ist so scharf wie ihre Zunge, und es beschleicht mich der Verdacht: Hedwig Dohm hat das alles mal erlebt. Dieses Buch hat sie erst mit zarten achtzig Jahren geschrieben. Schafft sie mit der Figur der Marie Luise ein Alter Ego oder eher eine Persiflage der Ansichten dieser Zeit? Dazu muss man wissen, dass die Autorin eine Ikone der Frauenbewegung war, die leidenschaftlich für Gleichstellung und Bildung kämpfte. Hedwig Dohm machte sich dafür stark, dass junge Frauen nicht mehr aus Angst vor Verarmung den erstbesten Kandidaten heiraten mussten, sondern eine veritable Chance auf Ausbildung, freie Berufswahl, ein selbstbestimmtes Leben und eine möglicherweise sogar auf Liebe beruhende Beziehung haben sollten. Als eine von achtzehn Geschwistern durfte die Autorin nur bis zum 15. Lebensjahr in die Schule gehen und musste sich dann um die jüngeren Geschwister und den Haushalt kümmern, während ihre Brüder aufs Gymnasium gingen. Erst Jahre später konnte sie sich im Lehrerkolleg wieder um die eigene Bildung kümmern und ihre progressive Weltanschauung weiterentwickeln.

Vor *Sommerlieben* hatte die kernige Feministin natürlich schon ganz andere Schriften verfasst: messerscharf argumentierte, bissige Texte. Darin kämpfte sie neben Bildung und freier Berufswahl für Frauen auch für sexuelle Aufklärung, gegen das Abtreibungsverbot, und überhaupt war sie die Erste, die ein bedingungsloses Wahlrecht für Frauen gefordert hat. Überaus skandalös zu ihrer Zeit. Und undenkbar.

Doch sie konnte eben auch anders. Leichter und lustiger, ironischer. In ihrem Briefroman wäre ich ihrem versteckten Humor fast selbst auf den Leim gegangen. Tatsächlich ertappte ich mich nämlich zwischendurch dabei, mich über ein paar Äußerungen in Marie Luises Briefen zu ärgern: Da ist viel Wertung drin, unzählige Äußerlichkeiten, minutiöse Beschreibungen von Physiognomie und Kleiderwahl, Habitus und Dialog. Ja, es ist die genaue Beobachtung und Berichterstattung dessen, was im Gesichtsfeld des angemieteten Strandkorbs so passiert. Sämtlichen Klatsch und Tratsch sowie den Sommerfrischefortgang der in ihrer Obhut befindlichen Kinder umgehend deren Erzeuger nach Berlin zu melden, ist Marie Luises heilige Pflicht, und der kommt sie akribisch nach. (Jetzt rede ich auch schon so.)

Genau das macht den Spaß an Hedwig Dohms Freiluftnovelle aus. Die Autorin verbrachte selbst viel Zeit auf Usedom, ihre Mutter stammte von dort. Mittels der Hauptfigur, die sich selbst als «betagtes Fräulein» bezeichnet (mit fünfunddreißig!), hält Dohm der kleinbürgerlichen Gesellschaft des neuen Jahrhunderts den Spiegel vor. Mit welcher boshaften Lust sie Piefigkeit und Standesdünkel der Seebadgäste aufdeckt, sich über Aussehen, Gesichtszüge und Stimmlagen auslässt! Auch den offen ausgetragenen Antisemitismus erwähnt sie. Hedwig Dohms Vater und ihr Ehemann waren konvertierte Juden. Hedwig Dohm war die Großmutter von Katia Mann. Als dieser Briefroman veröffentlicht wurde, waren ihre Urenkel Erika und Klaus Mann (*Das Buch von*

der Riviera!) gerade geboren beziehungsweise noch unterwegs.

Zurück zu Marie Luise ins Seebad. Die in der Kurverwaltung als «junge Witwe» Registrierte richtet ihre Scharfzüngigkeit ausschließlich auf die Erwachsenen, bei den ihr anvertrauten Kindern dagegen lässt sie große Milde walten und ihr Herz durchscheinen. Preist sich die gute Tante da etwa als potentielle Stiefmutter an?

Ich will das Ende keineswegs vorwegnehmen. Nur so viel: Ich war überrascht. Dann habe ich das Buch wieder von vorne angefangen. Und mir an die Stirn gehauen.

Und noch etwas. Ich schlage nach und lerne fürs Leben:

- Nanking: leinwandartiges Baumwollgewebe
- Flügelkleid: praktisches Kindergewand aus dem vorletzten Jahrhundert
- Niobiden: Vierzehnköpfige Kinderschar von Niobe, Gemahlin von Amphion, dem Herrscher von Theben (Griechische Mythologie: vier minus!)

Sich auf dieses genüssliche Seebadlästern einzulassen, die minutiöse Reportage eines Sommertages am ostdeutschen Strand aufzusaugen und die Bilder im Kopf tanzen zu sehen, die Hedwig Dohm lebendig werden lässt, heißt, eine echte Zeitreise zu machen.

Ihre Freiluftnovelle ist Retro-Realsatire für Ostseefans. Zeitlose Urlaubsphänomene in alter Sprache. Eine äußerst vergnügliche kleine Lehnstuhlreise!

Lieber Schwager – nein –, ich kann das Wort nicht leiden, ich sage Freund. Darf ich?

Was sagte ich Dir beim Abschied noch an der Kupeetür? Nur Postkarten wollte ich schreiben, um mir durch die ewigen Gewissensbisse wegen Briefschulden die Sommerfrische nicht mit Tinte zu vergällen. (Nicht ein Symbol, daß die Tinte wirklich Galle enthält?) Die Pflichtkorrespondenz in der Sommerfrische ist für die Erwachsenen, was die Ferienarbeiten für die Schulkinder sind.

Nun schreibe ich doch einen Brief, und mir ahnt, daß er Nachfolger haben wird. Nämlich: Ich ärgere mich hier wahnsinnig, obwohl ich doch die Gepflogenheiten meines lieben Salentin kennen müßte und ja auch kenne. Aber da gewöhne Du Dich an Halb- oder Viertelkultur, wenn Du aus dem Dorado der Hochkultur kommst.

Nun weiß ich aus Erfahrung und Seelenkenntnis, daß, wenn der Mensch seinen Ärger zu Papier bringt, sich sofort auch die komisch-amüsanten Seiten der Ärgernisse präsentieren, wahrscheinlich aus einem Instinkt der menschlichen Natur heraus, der sich selbst aus dem Schierling des Mißvergnügens noch ein Tröpfchen Honig herausdestilliert.

Zu den Ärgernissen rechne ich keineswegs die Herreise, auch nicht die Kupeegesellschaft, die Dich

besorgt machte. Die war sogar amüsant, wenn auch ein bißchen strapaziös. Weißt Du, die alte, feine Dame mit dem grauen Schleier, mit den schwarzen Gleecehandschuhen, den enormen Füßen und dem agrarischen Herrn, der sie bis ans Kupee geleitete. Die vereinigte in sich das Strapaziöse und das Amüsante. Gleich benutzte sie einen Moment des Einnickens bei mir, um beide Fenster zu schließen. Ich wehrte mich mit der Wut, die ich sonst gar nicht habe. Die Hand aufs Herz gepreßt, schnappte ich ostentativ nach Luft, und hinsterbend säuselte ich: «Mein Herz, mein – Herz!»

Ich siegte. Ein Fenster blieb offen. Nachher tat mir mein Sieg beinahe leid, denn diese Agrariertante litt offenbar an einer fürchterlichen Krankheit. Von Zeit zu Zeit wedelte sie krampfhaft wie im Veitstanz mit ihren Riesenpfoten, dann las sie die Zeitung und bewegte dabei beißgierig ihre Lippen. Darauf erschreckte sie mich, indem sie mehrmals mit der Hand heftig auf die Schenkel schlug, und schließlich – o Graus – pfiff sie einige Male schrill auf einer kleinen Pfeife, während ihre Züge ein saures Entsetzen ausdrückten.

Die Pfeife war entschieden ein Heilinstrument. Trotzdem fing ich an mich zu fürchten, und bei der nächsten größeren Station begab ich mich in ein Nicht-raucherkupee, kam aber vom Regen in die Traufe.

In Eberswalde stieg eine junge Frau mit Kinder mädchen und zwei kleinen Kindern ein. Der leider miteingestiegene Herr Gemahl verlangte sofort die Schließung der Fenster. Wenn es mir nicht passe – es gäbe ja andere Kupees. Und dabei war es ein sehr war-

mer Tag, und die Kinder sahen stark und blühend aus.

Sage mir, welche Leute lesen denn eigentlich die Kneipp-, Lahmann- und die andern hygienischen Schriften, die unzählige Auflagen erleben, ganz abgesehen von den unzähligen Vorträgen, die über denselben Gegenstand gehalten werden?

Ich bin doch wohl eine schwache Altruistin, denn ich fühlte einen wahren Haß gegen dieses luftscheue, unhygienische Gesindel, dem ich nun als Zeichen der Verachtung nachdrücklichst meinen Rücken zukehrte.

Unentwegt starrte ich zum Kupeefenster hinaus. So friedlich, so beruhigend war, was da an mir vorüberflog. Leicht gewelltes Erdreich, grüne, gelbe oder graue Felder, aus denen freundlich Mohn- und Kornblumen nickten, Wiesen mit grasenden Kühen, kleine Seen, lieblich umbuscht. Ab und zu ein Dörfchen.

Ich war aber einmal in der Stimmung, meine Unlust gegen Einzelne auf die Menschheit zu übertragen. Nicht widernatürlich, mitleiderregend, daß die Menschen sich so auf kleinen, abgegrenzten Erdenflecken ameisenhaft aneinanderkleben, im Mißduft ihrer Düngerhaufen, während um sie herum die Welt so weit, so hell ist? Zerrt doch – so donnerte ich inwendig – eure Wohnstätten auseinander, füllt eure Lungen mit Ozon, eure Augen mit Schönheit! Behandelt euch doch nicht selbst wie Sträflinge, die man zum Einsperren verurteilt hat!

Diese banalen Reflexionen hinderten aber nicht, daß wir allmählich in Salentin ankamen.

An der Bahn, da stand schon der Wagen unserer Wirtsleute. Und vorbei ging's an den alten, bekannten Straßen und Häusern, und die Häuser mißfielen mir so, und die Straßen auch, und die staubige Chaussee, und vorbei an den vielen Gastwirtschaften mit den blau und rot gewürfelten Decken auf den Tischen, und nichts, aber nichts, was malerisch oder idyllisch oder romantisch gewesen wäre. Entmutigend platte Prosa in diesen zusammengestümperten, plebejisch aufgeputzten Villenstraßen. Gott sei Dank wohnen wir ja immer in einem der letzten Häuser, wo der Ort aufhört und die Natur anfängt.

Und dann endlich das Meer!

Thalatta das Meer! Es klingt! Es klingt! Wie Lerchenjubel aus dem Schnabel eines Adlers! Groß! Jauchzend! In Wirklichkeit aber hat die Meerthalattaschaft in Salentin so viel Nebenumstände. Das sind eben die bereits angedeuteten Ärgernisse. Davon im nächsten Brief.

Addio, lieber Freund.

Marie Luise

*

Deine Karte, lieber Freund, erinnert mich an die versprochenen Ärgernisse. Geduld! Geduld! Sie sind schon unterwegs.

Bei unserer Ankunft erfuhren wir zu unserer Überraschung, daß unsere Wirtsleute einigermaßen gewechselt haben. Die frühere Wirtstochter, ein, wie man zu sagen pflegt, spätes Mädchen – hat den Winter benutzt, um den Kommiss eines hiesigen Materialwa-

rengeschäfts zu ehelichen. Die zweite Etage, in der wir wohnen, hat die junge Frau als Mitgift bekommen, so daß wir eigentlich nicht mehr bei Schlüssels, sondern bei Rupperts wohnen. Wand an Wand mit uns hat das junge Ehepaar sein Domizil aufgeschlagen, und da Herr Ruppert in Materialwaren Bescheid weiß, hat er neben dem Hause einen kleinen Holzbau errichtet, in dem er dem Handel obliegt.

Alljährlich gelobe ich mir am ersten Tage meiner Ankunft in der Sommerfrische, im nächsten Jahr zu Hause zu bleiben. Sobald die Schwalben aber wiederkehren, bin ich schon fix dabei, neue Reisepläne zu schmieden.

Nicht eigentlich zum Verwundern, daß der Mensch sich freiwillig entschließt, seine schöne Bequemlichkeit daheim im Stich zu lassen, um in einem fremden Erdenwinkel die Milch seiner frommen Denkkungsart – wenn nicht gerade in Drachengift, so doch in billigen Unmut zu verwandeln? Esaus sind wir allzumal. Für ein Linsengericht verkaufen wir unser Erstgeburtsrecht. Auch uns verblendet der Hunger – der Lufthunger.

Ach ja, man ist am Busen der Natur nicht immer auf Rosen gebettet, noch weniger auf weichem Pfühl (was ja allerdings heutzutage für ungesund gilt).

Ich brauche immer erst ein paar Tage, ehe ich mich an die harten Matratzen gewöhnt habe, an die Miniaturwaschnäpfchen, die niedrigen Waschtischchen, die man nur mittels einer Genickgymnastik erreicht. Und diese Kommoden- und Schrankkästen, die nicht nur, wenn Du sie aufziehen willst, quietschen, als sollten sie geschlachtet werden, sie gehen auch immer in der

Schiefe auf, oder gar nicht. Und steckt ja einmal ein Schlüssel drin, so paßt er gerade in das ihm angewiesene Schlüsselloch nicht, oder er ist verrostet. In den meisten Fällen ist er gar nicht da.

Daß keine Tür schließt und alle Augenblicke mit Gekrach auffliegt, ist ebenso selbstverständlich, als daß in den ersten Tagen der Bäckerjunge ausbleibt, weil die dicke, konkurrenzlose Bäckermadame nachlässig und faul ist.

Da Alma – Du weißt, mein halbblindes, älteres junges Mädchen (Dienstboten sagt man nicht mehr) – geneigt schien, mit dem Auswaschen der Kästen und dem Papiereinlegen volle Stunden zu säumen («Ich reibe mich auf» ist eine stehende Redensart von ihr), so requirierte ich Hilfstruppen. Und es kam Albert Schlüssel, der etwas schwachsinnige Sohn der älteren Wirtsleute, und das junge Mädchen von Rupperts kam – Schön-Betty (schön wohl nur wegen ihres gesträubten, knallblonden Schopfes), und das junge Mädchen von Schlössels kam, Dörte Lakenreißer (von den Hausgenossen so genannt). Und sie rückten und klopfen und wuschelten umher, und die Dörte schrie, Schön-Betty lachte, der Albert grinste. Und ich streute Gold über sie aus, jedes bekam fünfzig Pfennig, der Albert sogar sechzig.

Selbstverständlich war es auch, daß Alma mit der Kochmaschine nicht fertig wurde, an der ein Schieber und ein Türchen fehlten.

Unsaßbar die Schwierigkeiten, die sich unserm ersten Kaffeeunternehmen entgegenstellten. Nachdem Almachen für dreißig Pfennige Holz verbrannt, rauchte der Herd zwar, aber das Wasser kochte nicht; jede

weitere Etappe in der Kaffeebereitung rief neue Schrecknisse hervor. Endlich – endlich – siegten wir über den Rauch, über Feuer, Wasser und die Spinnweben, die über den Kochtöpfen hingen.

O Freund! Wie dieser schwer erarbeitete Kaffee unserm vertrockneten Gaumen wohlthat, obwohl der Anmeldezettel und der Spediteur mit dem Frachtkorb hineinplatzten. Von Herzen hieß ich den Frachtkorb willkommen, denn er enthielt meine Wohnungsverschönerungsmittel, die ich hier so nötig brauche wie das liebe Brot.

Das Sofa im Wohnzimmer müßtest Du sehen! So ein verzwicktes, greulich bezogenes, dürres Gestell! Und die Tische (natürlich nicht genug)! Das nackte Kiefernholz, kaum ein bißchen bräunlich angestrichen. Und die schrecklichen Öldrucke an den Wänden, und die schmutzige Wollendecke auf dem Esstisch!

Ich sagte ja schon, ich bin eine schwache Altruistin; die Erbschaft der Flecke anzutreten, die von meinen Vorgängern – und wären es kreuzbrave Leute – herrühren, refüsiere ich glatt.

Herunter mit der Tischdecke! Herunter mit den Öldrucken! Herunter mit den Tüll- und sonstigen Fetzen, die alle Fenster hier doppelt und dreifach verhängen. Alles fort! Fort! Nichts ist immer besser als Häßliches!

Die Wirtsleute von Salentin und Umgehend scheinen des Glaubens, daß «nur keine Aussicht!» der intensive Wunsch der Badegäste ist.

Solltest Du später, wie ich hoffe, Deine Kinder abholen, Du wirst den Hut abziehen vor meiner

Schönmachekunst. Über das verquere Sofa rauscht jetzt ein Abruzzenteppich. (Das Rauschen habe ich mir so vom Meer angewöhnt.) Die rohe Nacktheit der Tische ist unter reizvollen Decken und Deckchen vergraben. Anstelle der Öldrucke – italienische Photographien: der Markusplatz, der Dogenpalast, das Kolosseum usw.

Wie es in den Häusern aussieht, wo die Nabobs wohnen, weiß ich nicht. Ich vermute aber Hochkultur. Für Geld, das heißt, für viel Geld, kann man gewissermaßen überall sein eigenes Heim wiederfinden, annähernd wenigstens.

Drinnen wäre es nun ganz gemütlich. Geht aber die Tür zum Korridor auf – hu! Rechts raucht unsere Kochmaschine – das heißt, seit zwei Tagen raucht sie nicht; die Priesterin des Herdes liegt bleich und ungewaschen auf dem Bett. Sie hat ihre Migräne. Ich sage «ihre», denn die Migräne gehört zu ihr wie das «sich Aufreiben», wie die wunderschönen Blusen und der Bart. Sie hat nämlich einen.

Geh fünf Schritt weiter, und Du stehst vor einem düstern Raum, in dem Schön-Betty auf zwei Petroleumkochern (da wir die einzige Küche der Etage haben) das Mittagessen für das junge Paar kocht.

Da soll nun die Technik eine schwindelnde Höhe erreicht haben, aber einen Petroleumkocher zu konstruieren, der nicht riecht, geht über ihre Kraft. Diese Technik kann mir gestohlen werden. Gegen Motten hat man auch noch nichts erfunden. Die Chemie kann mir auch gestohlen werden.

Und Du willst wissen, warum ich diese proleten-hafte Wohnung immer wieder nehme? Sie hat eine

allerliebste Veranda, mit herrlichem Blick übers Meer, mit so poetischen Weidenbäumen, die sie auf der einen Seite – je nachdem – umflüstern oder umrauschen. (Ich kann das Rauschen nicht lassen.) Freilich, die Bretter des Verandabodens sind bedenklich morsch, vorsichtig müssen wir darüber hingleiten. Und hinter den Weidenbäumen steht das Asylhaus für Kinder. Die stimmen mit ihrem Singsang morgens und abends meine Seele fromm.

Weniger frommstimmend sind die Tonwellen, die im Hause selbst an meinem Ohr freveln. Gerade unter meinem Zimmer wohnte in den ersten Tagen ein einzelner, fideler Herr. Alle Augenblicke ertönte aus diesem Zimmer liebliches Gejohle, und ich weiß nicht, ging der Flirt mit Schön-Betty oder Dörte Lakenreißer.

Es muß aber wohl zu keinem ersprießlichen Resultat geführt haben, denn alsbald hatte der Fidele den Ruppertschen Staub – sehr viel Staub – von seinen ungeputzten Stiefeln geschüttelt; möglich auch, daß das höllische Feuer der beiden Petroleumkocher und unseres rauchenden Herdes ihn vertrieben hat.

Um nicht immer zu tadeln, hebe ich hervor, daß der Junge, der in der vorigen Saison unter mir die Trommel schlug, einem Jungen Platz gemacht hat, der buchstabieren lernt. Daß er ein bißchen laut lernt, liegt wohl in der Natur der Sache.

Das Sturmfurioso, das gestern einsetzte, war sicher Sache der Natur.

Ein Gekrach, Gewettere und Geschmetterte! Um die Türen zu öffnen und zu schließen, mußte ich Riesenkräfte anwenden, wie ich sie doch gar nicht habe.